



Erinnerung an die Diktatur in Argentinien von 1976 bis 1983. In Buenos Aires wird der Menschen gedacht, die verschleppt und getötet wurden.

Foto: Reuters

## Überlebensgroß

Sie wurde aus dem KZ befreit und ging nach Argentinien. Dort ließ das Militär ihren Sohn verschwinden. Das unglaubliche Leben der Sara Rus klingt wie ein bitterer Roman. Endlich hat es jemand aufgeschrieben.

Von Peter Burghardt

**Buenos Aires** – Sie hat zwei Blechtöpfe aus dem Konzentrationslager ins Klassenzimmer mitgebracht. Zerkratztes Metall. Es ist ein grauer Morgen in der Pestalozzi-Schule von Buenos Aires, draußen plätschert der Regen. Sara Rus, eine kleine Frau von 82 Jahren, mit rotblonden Haaren und schwarz-weißem Kostüm, sitzt vor 30 Gymnasiasten und der Lehrerin. Das Kochgeschirr stammt aus Mauthausen, erzählt sie, ihre Mutter habe ihr darin Suppen aufgebracht. „Diese Töpfe sind mit mir gereist, mehr als 60 Jahre ist das her. Ich glaube, dass mir die Töpfe das Leben gerettet haben.“ Kurze Stille. Dann redet sie weiter, über ihre Odyssee nach Argentinien und über ihren Sohn, der in diesem Land nicht überlebt hat.

Die Pestalozzi-Schule liegt zwischen gepflegten Bürgerhäusern im Viertel Belgrano der argentinischen Hauptstadt, auch sie hat eine bemerkenswerte Vergangenheit. Die Schule wurde 1934 von Freidenkern gegründet, weil eine andere deutsche Schule in Buenos Aires den Hitler-Gruß verlangte. Stefan Zweig, Sigmund Freud, Lion Feuchtwanger, Albert Einstein gratulierten damals den Freidenkern – dem ersten Schulleiter wurde in Deutschland die Staatsbürgerschaft aberkannt. Tausende Argentinier haben hier eine tolerante Bildung genossen, zweisprachig das Alphabet gelernt.

Neben Sara Rus hat Eva Eisenstaedt Platz genommen, eine 70-jährige Deutsch-Argentinierin, die das Leben der Frau aufgeschrieben hat. „Zweimal überleben“, heißt die Chronik, „von Auschwitz zu den Müttern der Plaza de Mayo.“ Die deutsche Version ist nun zur Frankfurter Buchmesse herausgekommen. Argentinien Regierung unterstützte die Entstehung des Buches, ein Verlag in Österreich brachte die deutsche Übersetzung heraus. Und so kommt die Autorin Eisenstaedt jetzt nach Frankfurt, aber Sara Rus wollte nicht nach Deutschland – wie nach dem Krieg nur einmal dort – wegen ihres Sohnes, eines Desaparecidos, eines Verschwundenen. Doch dazu später mehr.

Sara Rus hat Routine mit Schultermen. „Ich kämpfe gegen das Vergessen“, sagt sie. „Die Kinder sollen wissen, was passiert ist.“ Die Schüler haben viel gehört von Auschwitz und den Gaskam-

ern, aber auch von der argentinischen Militärdiktatur, die finstersten Zeiten beider Länder gehören zum Geschichtsunterricht. Außerdem sind zwei Schüler hier die Enkel von Männern, die wie Sara Rus die Shoah überlebt haben. Das Auswandererland Argentinien war ja ein wichtiges Ziel europäischer Juden. Aber auch das argentinische Regime von 1976 bis 1983 ist ein heikles Thema, erst jetzt beschäftigen sich wieder Richter und Schriftsteller damit.

Hinter Sara Rus hängen Fragen an der Tafel: Wies ist ein Tag in einem Konzentrationslager? – Warum haben Sie sich Argentinien als Platz zum Leben ausgesucht? – Konnten Sie verzeihen?

„Ich bin eine Überlebende des letzten Krieges“, setzt Sara Rus an. „Ich bin in Polen geboren. Ich hatte eine wundervolle Kindheit. Bis die Deutschen kamen.“ Sie ist zwölf Jahre alt und lebt in Lodz, als Soldaten der SS ins Haus stürmen und ihre Geige zerbrechen. Sara Laskier heißt sie damals, sie ist die Tochter von Jacobo und Carola Laskier. Sie muss einen Davidsstern tragen und Hüte und Kleider zusammennähen. „Das war ein Ghetto. Ihr wisst, was ein Ghetto ist, oder? Ich habe schon mit 13 gearbeitet.“ Als sie so alt war wie die meisten Zuhörer im Klassenzimmer, da wurden die Leute aus den Ghettos in Viehwaggons gepackt. „Das war die Reise nach Auschwitz-Birkenau.“

Ihren Vater sah sie das letzte Mal am Bahnhof, als die Todesfahrt begann. „Die Selektionen. Links, rechts, links, rechts.“ Sie rief nach ihrer Mutter, der Wachmann schickte beide nach rechts, ins Leben, weil sie Deutsch konnten. Schon kurze Zeit später erkannte die Tochter die kahlgeschorene Mutter kaum noch. „Eine Laus, der Tod“, lautete eine Drohung, Sara hatte lange Zöpfe. Das Mädchen roch die Öfen, diesen unbeschreiblichen Geruch.

„Schon ein Tag in Auschwitz war furchtbar“, sagt sie heute. Später wurden sie nach Freiberg in eine Flugzeugfabrik der Nazis verlegt, die Alliierten rückten näher. Dann kamen der Bahntransport und der Todesmarsch nach Mauthausen, die Mutter brach zusammen, die Tochter schleppte sie weiter. Am 5. Mai 1945 erreichten endlich die Amerikaner das Todeslager. Viele Soldaten weinten, als sie die abgemagerte Sara und die übr-

gen Häftlinge sahen. Das Mädchen war 18 und wog 27 Kilo.

Schon in Lodz hatte Sara Rus ihren späteren Mann kennengelernt, Bernardo Rus, er war mehr als zehn Jahre älter als sie. Er hatte ihr versprochen, sie würden sich am 5.5.1945 in Buenos Aires wiedersehen. In einem Gebäude namens Kavanagh, damals das höchste der Stadt und immer noch eine Attraktion. Er hatte einen Onkel in Argentinien, sie wusste nichts von diesem fernen Land. Später landeten sie tatsächlich dort.

Die Reise führte 1948 aus dem Durchgangslager in Berlin zunächst nach Paraguay. Mit einem Flugzeug der KLM, eine Turbine fing unterwegs Feuer. Argentinien Präsident Juan Domingo Perón wollte keine jüdischen Einwanderer, die

Bernardo Rus schrieb einen Brief an Evita Perón, die Frau des Präsidenten. Wer weiß, ob sie die Bitte gelesen hat, jedenfalls durfte das Paar schließlich den Ort seiner Träume betreten. Buenos Aires war im Vergleich zum zerstörten Europa reich, weltoffen, fortschrittlich. „Es war, als ob du den Himmel berührst“, sagt Sara Rus.

1950 wurde ihr Sohn Daniel geboren, obwohl die Ärzte gesagt hatten, sie könne keine Kinder kriegen. 1955 kam eine Tochter. Die Eltern arbeiteten mit Textilien, wohnten in Villa Lynch am Stadtrand, wo heute die Slums wachsen.

Argentinien schien die Rettung zu sein, weit weg von den Schrecken der alten Heimat. Sohn Daniel studierte Nuklearphysik, war Stipendiat am Natio-

mehr sagt seine Mutter dazu nicht. „Er war ein Musterschüler, ein sehr guter Mensch.“

Sara Rus schloss sich in ihrer Verzweiflung den Madres der Plaza de Mayo an. Die Mütter der Vermissten versammelten sich bis heute auf der Plaza de Mayo vor dem rosafarbenen Präsidentenpalast im Herzen von Buenos Aires, drehen Runden und demonstrieren. Sie tragen Bilder ihrer verlorenen Kinder und weiße Kopftücher, ihr Symbol. Mittendrin ging und protestierte und weinte und schrie auf einmal Sara Rus, die dem Holocaust entronnen war und glaubte, sie habe diesseits des Atlantik das Glück gefunden.

Sara Rus hat von Hakenkreuzen in Folterkammern gehört. Sie weiß nach wie vor nicht, wohin ihr Sohn vor mehr als drei Jahrzehnten gebracht wurde, „ich will nicht daran denken“. Aber sie will wissen, „wo und wie und von wem mein Sohn getötet wurde“.

Die frühere Marineschule liegt ganz in der Nähe der Atombehörde, in den Kellern wurden Tausende zu Tode gequält. Vor einigen Jahren wurde diese gefürchtete Schule von der Regierung zur Gedenkstätte erklärt, auch Sara Rus ging schweren Mutes zu dem Festakt. Einen Moment lang, sagt sie, kam es ihr vor, als würde sie Auschwitz wieder betreten.

Man kann die Mordmaschinerie der Nazis nicht mit der Diktatur in Argentinien vergleichen, aber Sara Rus sieht zumindest Parallelen. Für sie ist es wie so vielen ein ewiges Rätsel, „wie ein Land mit einer solchen Kultur sich einem Hitler unterwerfen konnte“. Und sie kann nicht verstehen, dass in Argentinien, der führenden Kulturation Südamerikas, ein derart sadistisches Regime entstand. Hier wo dort wussten viele nichts oder wollten nichts wissen. Hier wo dort standen Teile der Bevölkerung Spalier.

Saras Mann Bernardo schrieb an den Diktator Jorge Videla wie 30 Jahre zuvor an Evita Perón. Sie flogen nach Frankfurt, baten Hans-Dietrich Genscher um Beistand, alles umsonst. 1983 starb Bernardo Rus, die Demokratie war zurückgekehrt, aber nicht sein Sohn. Er erlebte nicht mehr, wie Terroristen 1992 die israelische Botschaft und 1994 das jüdische Gemeindezentrum Amia in Buenos Aires in die Luft sprengten.

Über manche Einzelheiten spricht Sara Rus lieber in einem Café von Buenos

Aires, nicht alles passt in einen Besuch in der Pestalozzi-Schule. Zum jüdischen Versöhnungstag Jom Kippur war sie vor einigen Wochen bei Präsidentin Cristina Fernández de Kirchner eingeladen, „sie weiß, dass ich eine Überlebende bin“. Der argentinischen Staatschefin kann man viel vorwerfen, aber sie und ihr Mann haben die theoretisch bis vor wenigen Jahren gültigen Immigrationshürden für Juden endlich entfernt. Und vor allem liegt ihnen daran, die Zeit der Diktatur aufzuarbeiten. Seit einiger Zeit stehen wieder Mörder und Auftraggeber der Junta vor Gericht. Das Thema ist auch eines der wesentlichen Motive vieler argentinischer Schriftsteller, die nach Frankfurt reisen.

Etlche Details fielen Sara Rus erst wieder ein, als Eva Eisenstaedt ihr anbot, über ihr Leben zu schreiben. Vorher hatte sie nur den ersten Teil einem Gesandten des Regisseurs Steven Spielberg berichtet, vor einer Videokamera, Spielberg dokumentierte weltweit Zeugen der Shoah. Die ehemalige Lehrerin Eisenstaedt hilft einem Anwalt, der sich um Hinterbliebene des Nazi-Terrors kümmert. Ihr erstes Buch ist auch eine Begegnung mit ihrer Geschichte. 42 Verwandte sind während der Nazizeit in Deutschland umgekommen. Ihre Eltern flohen Anfang der dreißiger Jahre nach Amsterdam, ihre Mutter war Turnlehrerin von Anne Frank.

Die Schulstunde nähert sich dem Ende, und natürlich bleiben Fragen. Sara Rus stellt sich ständig selber welche, vor allem diese: warum? Und auch die Pestalozzi-Schüler fragen nach. „Hass?“

„Ich wollte nie Rache“, antwortet Sara Rus. „Ich will Gerechtigkeit, die Mörder sollen verurteilt werden.“ Vergebung? „Ich kann nicht vergeben, was ich will, ist Justiz.“ „Glaubt sie noch an Gott?“ „Die Religion existiert für mich kaum mehr.“ Eine Schülerin fragt: „Ich würde gerne wissen, was Ihnen Kraft gegeben hat.“ Da hält Sara Rus kurz inne und sagt: „Das Leben. Ich hatte eine Ehe mit großer Liebe, ich habe eine Tochter, zwei Enkel, sie heirateten bald. Ich tanze, ich bin noch jung. Man muss wissen, wie man das Leben lebt.“ Dann lacht sie. „Wir bewundern Sie“, sagt die Schülerin. „Danke“, sagt Sara Rus und packt die Blechtöpfe aus Mauthausen wieder in ihre Plastiktüte.



Mutter und Sohn. Daniel Rus, damals Student, ging am 15. Juli 1977 aus dem Haus. Danach sah ihn seine Familie nie wieder. Sara Rus sagt, sie wolle keine Rache. Foto: Mandelbaum Verlag

meisten gelangten deshalb auf Umwegen in die Republik. Einfacher hatten es Kriegsverbrecher. Adolf Eichmann, der Organisator des Mordes an sechs Millionen Juden, lebte unter dem Decknamen Ricardo Klement in Buenos Aires, ehe er 1960 nach Israel gebracht und zum Tode verurteilt wurde. Eichmanns Passierschein ist im Holocaust-Museum der argentinischen Metropole zu sehen, Sara Rus führt manchmal durch die Ausstellung. SS-Hauptsturmbandführer Erich Priebke leitete unter seinem Namen den Trägerverein der Deutschen Schule in Bariloche in Patagonien, ehe er 1994 zu Fall kam. Viele Täter und Opfer hatten denselben Fluchtpunkt gewählt.

nalen Zentrum für Atomenergie. „Von dort haben sie ihn mitgenommen“, sagt Sara Rus, es wird noch ruhiger im Klassenzimmer. An dieser Stelle bricht auch ihre Stimme.

Im März 1976 hatte Argentinien Armee geputscht. 30 000 Andersdenkende wurden danach entführt, gefoltert und ermordet. Sie wurden aus Flugzeugen ins Meer geworfen, in Massengräbern verscharrt. Offiziell richtete sich „der Krieg“, wie die Putschisten es nannten, gegen linke Guerilleros.

Daniel Rus ging am 15. Juli 1977 aus dem Haus und kam nie mehr zurück, mit ihm verschwanden mehrere Freunde. Er stand der peronistischen Partei nahe,

## Bruderschmerz

Jaroslav Kaczynski hat seinen geliebten Zwilling Lech verloren, und erst jetzt merken die Polen, wie sehr ihn das aus dem Gleichgewicht bringt.

Von Thomas Urban

**Warschau** – Jaroslav Kaczynski ist schmal geworden. Sein Gesicht ist grau, seine Wangen und seine Mundwinkel haben tiefe Furchen bekommen. Meist spricht er leise, ganz so, wie es sein Zwillingbruder Lech gemacht hat, der Präsident, der am 10. April bei einem Flugzeugabsturz unweit der russischen Stadt Smolensk umgekommen ist. Früher war der nationalkonservative Oppositionsführer Jaroslav Kaczynski das Gegenteil von seinem stets gehemmt wirkenden Bruder: Er war ein Energiebündel, ein schlagfertiger Rhetoriker, der ganze Säle begeistern konnte. Manche seiner Landsleute nannten ihn den „kleinen dicken Ritter“. Die einen meinten es liebevoll, die anderen spöttisch. Kein Politiker hat in den letzten Jahren die Polen so bewegt und polarisiert wie er.

Nach Monaten der Zurückhaltung hat er nun zu einem Rundumschlag ausgeholt, der nicht nur politische Gegner, sondern auch Gefolgsleute trifft. Zunächst erklärte er, er werde alles tun, damit der neue Präsident Bronislaw Komorowski, dem er bei den Wahlen um die Nachfolge des Bruders knapp unterlegen ist, und Donald Tusk, der ihn vor drei Jahren als Regierungschef ablöste, „keinen Platz in der Politik mehr haben werden“. Als Grund nannte er deren „schäbiges Verhalten“ gegenüber dem toten Bruder.

In den vergangenen Wochen wurden Einzelheiten bekannt, wie sehr ihm der

Verlust des geliebten Bruders aus dem Gleichgewicht gebracht hat. Er selbst sagte, er habe kurz nach Erhalt der Todesnachricht starke Beruhigungsmittel bekommen: „Ich fühlte mich wie ein Boxer nach dem K.o.-Schlag.“ Noch am selben Tag war er nach Smolensk aufgebrochen, doch weder Premierminister Tusk noch Wladimir Putin kamen, um ihm an der Unglücksstelle zu kondolieren. Beide saßen zu der Zeit nur ein paar Meter entfernt in einem beheizten Zelt.

Damals wurde offiziell mitgeteilt, Kaczynski habe seinen Bruder an einer Narbe auf dem Rücken identifiziert. In polnischen Medien hieß es daraufhin, dass demnach das Gesicht des toten Zwillinges verbrannt sei. Später hieß es, Kaczynski sei wegen des russischen Obduktionsberichts empört: Dem Bruder waren demnach bei der Explosion des Flugzeugs die Beine abgerissen worden. Doch hatten die Gerichtsmediziner ihm ein falsches Bein zugeordnet. Auf einem Foto waren die angebrannten Reste einer Generalhose zu sehen, zu erkennen an einem Doppelstreifen entlang der Außennaht. In Boulevardmedien hieß es daraufhin, dass das falsche Bein in den Präsidentensarg gelegt wurde.

Während des Wahlkampfes waren diese Informationen zurückgehalten worden. Kaczynski erwähnte das Unglück äußerst selten, er gab sich milde und versöhnlich. Doch seit seiner knappen Wahlniederlage am 20. Juni drehen sich fast alle seine Auftritte um den Tod des Bru-

ders. Er hat den Kampf um dessen Platz in der Geschichte zu seinem Hauptanliegen gemacht. So hat er die Errichtung eines Denkmals für den Bruder auf dem Platz vor dem Präsidentenpalast gefordert. Dort versammelten sich nach dem

Unglück täglich zunächst Hunderte, zuletzt aber nur noch ein gutes Dutzend Fundamentalkatholiken, um unter einem Holzkreuz für das Seelenheil des verunglückten Präsidenten und die moralische Gesundung Polens zu beten. Als



„Kleiner dicker Ritter“ nannten ihn die Polen, weil er immer so voller Energie war. Heute aber ist Jaroslav Kaczynski kaum wiederzuerkennen. Foto: Eastway

der neue Präsident Komorowski, ein Parteifreund von Kaczynskis Gegner Tusk, die Entfernung „eines religiösen Symbols von einem öffentlichen Platz“ anordnete, zog er sich nicht nur Kaczynskis Zorn zu, sondern auch den der Nationalkatholiken. Überdies machte Komorowski flapsige Bemerkungen über die erfolglose Außenpolitik seines Vorgängers. Der überlebende Zwilling aber entgegnete, sein Bruder habe sich dagegen gewehrt, dass Polen wieder ein „deutsch-russischer Vasallenstaat“ werde.

Im August versuchte Jaroslav Kaczynski, auf den Danziger Feiern zum 30. Jahrestag der Gründung der Gewerkschaft Solidarität seinen Bruder als einen der wichtigsten Köpfe dieser ersten großen Demokratiebewegung im damaligen Ostblock darzustellen. Doch ausgerechnet eine Aktivistin von damals, die resolute Straßenbahnschaffnerin Henryka Krywonos, die er auf seiner Seite gewählt hatte, widersprach ihm. Ihr Angriff auf den sichtlich verwirrten Kaczynski zeigten sämtliche Fernsehsender.

Bitter war für ihn auch die Erkenntnis, dass die Beisetzung des Bruders und dessen ebenfalls bei Smolensk umgekommenen Frau Maria in der Königs- und Heldenkrypta der Krakauer Wawelkathedrale von der Mehrheit der Polen als unangemessen angesehen wird. Das Staatsbegnähnis hatten seine Berater mit dem Krakauer Kardinal Stanislaw Dziwisz unter Umgehung der eigentlich dafür zuständigen Politiker eingefädelt.

Viele Kommentatoren kritisieren auch die religiöse Überhöhung des Flugzeugunglücks. Zu ihnen zählt der Chefredakteur der nationalkonservativen Tageszeitung *Rzeczpospolita*, Pawel Lisicki, der bislang Kaczynski unterstützt hatte. Lisicki schrieb von „Pseudomartyrertum“. Kaczynski nannte ihn daraufhin einen „Hyperopportunisten“. Lisicki keilte wiederum auf einer ganzen Zeitungseite zurück. Damit war klar: Kaczynski hat die Unterstützung eines Großteils der in Polen „89er“ genannten Generation verloren: der damals zornigen jungen Männer, die eine Aufarbeitung des korrupten und repressiven Parteiregimes verlangten. Viele der heute um die 40 Jahre alten „89er“ haben wichtige Posten in den Medien eingenommen, unter ihnen Lisicki. Sie unterstützten die von den Zwillingen gegründete Partei „Recht und Gerechtigkeit“ (PiS), weil sie von ihr einen entschlossenen Kampf gegen postkommunistische Seilschaften, aber auch die Modernisierung des Landes erhofften. Doch nun meinen viele, dass Kaczynskis persönlicher Schmerz ihm den Blick für das Machbare in der Politik vernebelt habe.

Dazu passt auch, dass er vor kurzem sagte, keine große Partei sei würdig, nach den Wahlen 2011 mit seiner Partei zu koalieren. Dabei sind die Aussichten auf einen Sieg gering, die PiS ist laut Umfragen unter 30 Prozent gefallen. Davon aber lässt sich Kaczynski nicht beirren. Zu seinen Plänen sagt er: „Ich möchte wieder Premierminister werden.“